

Psychiatrische Praxis

**Zeitschrift für Psychiatrie
und Psychotherapie**

Herausgeber

Matthias C. Angermeyer, Leipzig
Manfred Bauer, Offenbach/Main
Asmus Finzen, Basel, geschäftsführend
Maria Rave-Schwank, Karlsruhe
Hans Klaus Rose, Hannover

Redaktion

Ulrike Hoffmann-Richter, Basel

Georg Thieme Verlag

Rüdigerstraße 14
D-70469 Stuttgart

Postfach 301120
D-70451 Stuttgart

Sonderdruck

© Georg Thieme Verlag Stuttgart · New York
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages

» Psychiatrie in der Zeitung

Erfahrungen beim Zeitung lesen

Ulrike Hoffmann-Richter

SUVA, Luzern, Schweiz

Warum Zeitung lesen?

Nach wie vor lesen 80% der Bevölkerung Zeitung. Für die meisten ist der Gang zum Briefkasten vor dem Frühstück – oder zum Kiosk auf dem Weg zur Arbeit – ein liebgewordenes Ritual. Fehlt die Zeitung im Briefkasten, oder war der Flieger für den Kiosk zu spät, sinkt die Laune, Ersatz muss her. Dies sei selten eine andere Zeitung, sondern überwiegend eine andere Lektüre. Ist dies ein Hinweis auf die Bedeutung des Rituals, die Wichtigkeit des vertrauten Tons – oder dient Zeitung lesen doch in erster Linie der Unterhaltung? Fehlen darf diese nicht, aber überwiegend dient die Zeitung der Information, der politischen vorab. Das Fernsehen werde demgegenüber nach der letzten repräsentativen Befragung zum Medienkonsum zuerst der Unterhaltung wegen eingeschaltet. Der Gebrauch der Medien sei kein alternativer, sondern ein diversifizierter [1]. Die vertraute Zeitung ist eine wichtige Verbindung zur Welt. Das lebte exemplarisch Uwe Johnsons Gesine Cressphahl vor [2]. Zeitung lesen ist eine tages-, wochen- und jahrestrukturierende Tätigkeit. Sie macht es möglich, an der Welt teilzuhaben. Dass Christiane Herzog im Juni diesen Jahres verstarb, blieb in der FAZ keine bloße Mitteilung. Ebenso wenig, dass neuerlich ein Polizist bei einer Routinekontrolle erschossen wurde. Das Portrait zu Christiane Herzog vergegenwärtigte die Erfüllung eines selten gewordenen weiblichen Lebensentwurfs. Und der Kommentar zu den Polizistenmorden beschäftigte sich mit der Frage, was es für eine Erklärung für das Tötungsdelikt geben könne, wenn der Täter offensichtlich nicht psychisch krank sei. Zeitungen entscheiden nicht nur, was sie aus der Flut an Informationen für mitteilenswert erachten [3], sie sind – zwangsläufig – ein Filter der Wahrnehmung.

Veränderungen der Lektüre

Zeitung lesen bildet, unterhält und regt zum Nachdenken, gelegentlich zur Stellungnahme an. Im Lauf der Jahre entwickelt sich eine zunehmend komplexe Wechselbeziehung zwischen persönlichen Interessen, Meinungen, aber auch Lebensereignissen und -veränderungen auf der einen und der Art der Lektüre auf der anderen Seite. Ich behaupte, dass sich Lebensereignisse auf die Zeitungslektüre auswirken. Sie verändern die

Interessen. Sie beeinflussen die Themen, Schlagzeilen, womöglich gar die Ressorts, die in den Vordergrund treten. Die Beschäftigung mit der Darstellung psychiatrischer Themen in ausgewählten Printmedien hat meine Zeitungslektüre mindestens ebenso nachhaltig verändert wie biografische Zäsuren. Doch war es nicht in erster Linie die Aufmerksamkeit auf bestimmte Themen, die sich verschob, sondern die Art der Darstellung, die Sprache, die Erklärung und Bewertung von Ereignissen, die mich zu fesseln begann. Schon die Berichterstattung, erst recht Kommentare und Hintergrunddarstellungen prägen den Zugang zum Inhalt.

Das Medienprojekt [4] versprach Aufschluss über die Darstellung psychiatrischer Themen und durch sie über die Gepflogenheiten der Medien als solcher. Der Umgang mit der Psychiatrie würde modellhaft die Themenwahl, den Umgang der einzelnen Printmedien mit der Sprache zeigen, ihre Wahl der Überschriften, die Charakteristik der einzelnen Ressorts, die innerhalb der Zeitungen ein Eigenleben führen. Oder die Studie würde zum Ergebnis führen, dass die Darstellung der Psychiatrie nicht als Modell für die Zeitung taugte – und warum. Der Probelauf mit der Elektrokrampftherapie sprach dagegen: Wieso sollten sich Leser eher für Primärbatterien interessieren als für die Funktionsweite der EKT? Warum war die Defibrillation eine lebensrettende, physiologisch begründbare Maßnahme, die EKT aber ein „Blitzschlag ins Hirn“ [4]? Wie konnte es sein, dass wir durchaus auf eine wissenschaftliche Berichterstattung, über neuere Methoden der Psychiatrie, den Methodenstreit in der Psychotherapie, über Schizophrenie oder die Entwicklung von Antidepressiva stießen, andererseits aber ständig über die Schizophrenie im Sport oder den politischen Selbstmord [5–9] stolperten? Gab es eine Erklärung dafür, dass Kollegen einerseits davon berichteten, wie gut ihr Kontakt zu den lokalen Zeitungen sei und wie konstruktiv dort über ihre Einrichtung berichtet würde, andererseits fortgesetzt „geistesranke Messerstecher“ oder die „Chronik einer angekündigten Tötung“ Anlass für die Berichterstattung über psychisch Kranke wurde? Wörterbucherstellung und Stichwortsuche im Medienprojekt veranlasste uns zu einer semantischen Differenzierung zwischen der fachbegrifflichen Verwendung der Suchworte neben ihrer Metaphorisierung und einer weiteren entfremdeten Verwendung, die wir in die Modulation nach Goffman fassten. Einige Suchworte wurden zu einem erheblichen Teil, wenn nicht gar überwiegend, metaphorisch verstanden.

Bedeutungsveränderungen von Begriffen

Ich begann mich zu ärgern, wenn ich die Schizophrenie, den Selbstmord am nächsten Morgen in der Zeitung wiederfand. Wussten die Journalisten und Journalistinnen der FAZ, Süddeutschen, taz, des Spiegels nichts besseres als von „schizoïden Weltanschauungslagen“, „einer Schizophrenie in der öffentlichen Verwaltung“, von „schizophrener Haltung“ und „schizophrenen Situationen“ zu sprechen? Wussten sie, die das Wort so oft – etwa einmal pro Zeitungsausgabe – verwendeten, was Schizophrenie ist? Mein Ärger ließ nicht nach, als ich feststellte, dass Wörterbücher ihnen Recht gaben: Die „gelehrte Bildung Bleulers“ bedeute seit den 50er Jahren „bildungssprachlich“ (!) auch im allgemeinen Sinne „zweispältig, unsinnig, widersprüchlich, absurd“ [10]. Konnte es da noch erstaunen, wenn für unerklärliche oder besonders grausame Straftaten nach einer „Geisteskrankheit“ gesucht wurde (wie nach den Polizistenmorden im Juni 2000) und in den überwiegenden Fällen eine schizophrene Tat als Erklärung dienen sollte? Aus der metaphorischen Verwendung für Gespaltenheit, Paradoxa oder Widersinn und der Assoziation mit widersinnigen, bedrohlichen Taten war längst eine Bedeutung der Schizophrenie entstanden, die in sich geschlossen kaum mehr etwas mit dem Fachbegriff gemein hat. Mit der Krankheit hat sie nur noch am Rande zu tun. Und die Psychiatrie, die Psychopharmaka ...?

Uniforme oder unterschiedliche Printmedien?

Wo waren nun die Berichte über Einrichtungen, die die Kollegen als Nachweis dafür zitierten, dass die Printmedien sich verändert hatten? Sie gab es in der Tat: Berichte über Veranstaltungen, die – sehr selten – zum Anlass wurden, Psychiatrie zum Thema zu machen. Aber was ändern sie, wenn das Übergewicht nach wie vor bei Straftaten, Gerichtsberichten, klischeehaften Figuren und Metaphern liegt? Darin waren sich die untersuchten Printmedien gleich. Gerade das aber war auch der Auftakt, ihre Unterschiede wahrzunehmen: Ich stellte fest, dass bei kontinuierlicher Lektüre der FAZ in ihrem mittwöchlichen Wissenschaftsteil ein Puzzle neuer Erkenntnisse über die Schizophrenie, über Psychopharmakologie und Neurobiologie entstand. Psychiatrische Einrichtungen gibt es in der FAZ dagegen kaum. Demgegenüber ist die Schizophrenie wie die Psychiatrie wissenschaftlich in der NZZ sehr selten (in den Samstags erscheinenden Zeitfragen) vertreten. Berichte über psychiatrische Einrichtungen und Veranstaltungen sind demgegenüber relativ häufig. Noch häufiger aber treten prototypische, skurrile Psychiater und Psychiatriepatienten in Hinweisen zu und Kritiken über Radio- und Fernsehsendungen in Erscheinung. Für die taz ist die Psychiatrie ganz allgemein ein Feindbild geblieben. Es wird aufgelockert durch reale Personen – Patienten wie Psychiater. Sie werden aber als Ausnahmeerscheinungen dargestellt. Im Spiegel ist die Psychiatrie – vor allem aber alles, was mit Psychopharmaka zu tun hat – durchtränkt von wirtschaftlichen Interessen. Spiegel wie taz fallen durch ihren saloppen Umgang mit der Sprache auf; die taz dabei durch so viele Druckfehler, dass dies Fragen an ihre Seriosität aufwirft. Dabei hat nicht zuletzt die taz zu Neuerungen in der Schriftsprache beigetragen: Sie hat gängige Formulierungen der Alltagssprache schrifttauglich gemacht, indem sie „den Leuten aufs Maul“ schaute; sie hat das „Binnen-I“ eingeführt – was auch immer Mann und Frau davon halten; und sie hat ihre eigene Agenda [3] gepflegt.

Markenzeichen des Spiegel ist sein sensationsheischender Stil, hinter den die Information und die Intention einzelner Reportagen zurücktreten. Auch die Süddeutsche ist mit Metaphorisierungen und vieldeutigen Formulierungen ausgesprochen generös. Ist das nur als journalistisches Virtuositum zu verstehen? Vereinzelt sind in FAZ und NZZ die gesuchten fundierten und ausführlichen wie verständlichen Darstellungen zu Psychopharmaka, der Depression, Schizophrenie, EKT, Psychotherapie oder Psychiatrie im allgemeinen zu lesen. Sie durchbrechen zumindest die Front der unheimlichen, bedrohlichen oder skurrilen „Schizos“.

Ansprüche an den Journalismus

Die Konzentration auf die Texte – auf den Anlass der Berichterstattung, die Sprache und Begriffsverwendung, die übermittelten Informationen und anschließenden Reflexionen – hatte noch eine weitere Folge: einen neuen Respekt vor der journalistischen Tätigkeit. Wichtige Themen verständlich darzustellen; Fragen zu formulieren und eine Antwort zu versuchen ist eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe. Nachrichten zu übermitteln bedeutet auszuwählen. Ergebnisse oder Sachverhalte darzustellen setzt Grundwissen, besser noch ein ausführliches Detailwissen voraus. Die Sprache, in der dies mitgeteilt wird, muss die allgemein geläufige sein. Alles andere – an Begriffen wie Sachverhalten – muss erläutert werden. Wenn sich Bedeutungen von Begriffen verändert haben; wenn unterschiedliche Begriffsverwendungen entstanden sind – wie beispielsweise bei der Schizophrenie oder den Tranquilizern – muss sich dies erst als Erkenntnis durchsetzen. Die untersuchten Artikel sprechen dafür, dass der Unterschied zwischen einer „schizophrenen Situation“, einem „Schizo-Beutel“ und der Krankheit Schizophrenie nicht geläufig ist – weder in Fachkreisen noch im Alltag außerhalb der Psychiatrie. Zwischen Alltagswissen und Fachwissen, zwischen Umgangssprache und Fachsprache ist Übersetzungsarbeit notwendig. Dazu wiederum bedarf es der Bereitschaft, sich damit auseinanderzusetzen. Aber sollte dafür gar kein Interesse bestehen? Sollte niemanden interessieren, wie Psychiatrie im Alltag aussieht, wie sie sich ereignet, wo psychiatrisches Wissen hilfreich ist? Vor einigen Monaten erschien in „Deutschland und die Welt“ der FAZ ein ausführlicher Artikel über chronisch (Schmerz-)Kranke Eingewanderte, vor allem aus der Türkei. Etliche von ihnen hätten 20–30 Jahre schwer körperlich gearbeitet und seien invalide geworden. Dies sei aber medizinisch nicht eindeutig objektivierbar. Von der Umgebung werde ihnen vorgeworfen, dass sie sich mit Ende 50 einen bequemen Lebensabend machten. Kurze biografische Skizzen folgten. Am 24.5.2000 beschrieb Dilek Güngör im selben Ressort die diskriminierenden Werbesports, mit denen die entdeckte Käufergruppe der in Deutschland lebenden Türken gewonnen werden sollte. Die FAZ titelte: „Bitte keine Haustiere in der Küche.“ In ähnlicher Weise beschrieb Dilek Güngör am 9.6.2000 die Situation vieler junger, aus der Türkei stammender Frauen in Deutschland. – Sie werden von Deutschen für ihre einfachen Erwerbsarbeiten wie Toilettenreinigung milde belächelt; brachten Ansprüche und qualifizierte Schul- und Weiterbildungen mit und fühlen sich in ihrem neuen Leben zerrissen, ohne an ihrer Situation Wesentliches ändern zu können.

Alltag ohne psychisch Kranke

Sollte es nicht möglich sein – und auf kein Interesse stoßen – über den Alltag, über das Bemühen psychisch Kranker mit Rehabilitation, mit einem selbst gestaltbaren Leben trotz eingeschränkter Fähigkeiten zu berichten? Denn im Alltag kommen psychisch Kranke weiterhin nicht vor. Sie erscheinen als Bewohner eröffneter Einrichtungen; als Schöpfer „schizophrener“ Kunst, als potenzielle Straftäter oder unter einer rätselhaften Krankheit leidend. Schlagzeilen wie die der NZZ vom 9.5.2000 (Stadt Zürich) „Antisemitisch motivierte Bluttat“ verknüpfen gleich zwei verpönte Verhaltensweisen – Antisemitismus und Körperverletzung – als könnten sie gemeinsam angeprangert und abnormem Verhalten zugeordnet werden: „Die Diskussion um die nachrichtenlosen Vermögen reaktivierte nicht nur judenfeindliche Klischees. Im Sommer 1999 stach ein 51-jähriger Bäcker in Zürich einen israelischen Touristen nieder und verletzte ihn dabei lebensgefährlich... seit 1997 fühlte sich der 51-jährige Schaffhauser Bäcker von Schweizer Juden vom Tode bedroht. Unter anderem hörte er Stimmen in seinem Kopf, die ihn als „antisemitisches Dreckschwein“ betitelten... „In ähnlicher Weise hatte Horst Rademacher in der FAZ noch im Mai 1998 eine weitere unverständliche Schießerei in den USA unter dem Titel „Berufskriminelle, psychisch Gestörte und Schusswaffen aller Art“ kommentiert: „Ein verstörter Schüler richtet mit einem Schnellfeuergewehr in seiner Schule ein Blutbad an. Zwei Jungen, der eine 13, der andere 11 Jahre alt, schießen wahllos auf ihre auf dem Schulhof versammelten Mitschüler... Diese Verbrechen ereigneten sich in den vergangenen Wochen in amerikanischen Kleinstädten... Im Gegensatz zu den Schwerverbrechen, die man auf solche Weise (Restriktionen, Unterbringungen) bekämpfen kann, werden Verbrechen wie die jüngsten Attentate... nicht von „Berufskriminellen“ verübt. Vielmehr sind es meist psychisch gestörte Heranwachsende, Geistesgestörte, religiöse Fanatiker oder politisch Irregeleitete, die solche Massaker verüben...“

Stigmatisierung als Teil des Filters

Die Diskriminierung psychisch Kranker, die Sonderbehandlung psychiatrischer Themen in den Medien ist nicht beseitigt. Auch in seriösen Blättern wie FAZ, NZZ, Süddeutsche, taz, Spiegel oder Zeit nicht. Meine jüngste Erfahrung machte ich nach der Lektüre der Theaterkritik über eine Inszenierung Philip Tiedemanns Marat/Sade, die Gerhard Stadelmaier in der FAZ vom 12.5.2000 verfasst hatte. Anlässlich der Inszenierungsbeschreibung hatte er kaum ein Angebot negativer sozialer Repräsentationen von „Irren“ und „Irrenhäusern“ ausgelassen. Seine Erklärung bestand in dem Verweis, dass es sich um die Darstellung von Theaterstück und Inszenierung in ironischer Form handelte. Im Übrigen beschwerten sich nur Psychiater über Metaphorisierungen, die in ihr Fachgebiet fielen. Gegen die Übermacht der Feuilletonmetaphern, Gerichtsberichte und tendenziösen Kommentare kommen vereinzelte Berichte über Einrichtungen oder wissenschaftliche Ergebnisse nicht an. Das liegt nicht einfach an „schlechtem“ Journalismus. Printmedien sind ein Spiegel der sozialen Repräsentationen, mit denen die Bevölkerung, Journalistinnen und Journalisten eingeschlossen [11] – und auch die „Bildungssprache“ leben. Zeitung lesen sollte für psychiatrisch Tätige Pflichtlektüre sein. Nicht nur, um zu wissen, was in der Welt geschieht – und am Ort vor sich geht, sondern um sich darüber klar zu werden, was

für Vorstellungen in unserer Gesellschaft über psychische Krankheit, psychisch Kranke und das Fachgebiet Psychiatrie fortexistieren; welche Bedeutung „schizophren“, „Selbstmord“, „Psychopharmaka“ oder „Tranquilizer“ in der Umgangssprache haben. Mit ihnen leben unsere Patienten, ihre Angehörigen, unsere Kolleginnen und Kollegen aus anderen Fachgebieten – und auf die eine oder andere Weise auch wir psychiatrisch Tätigen. Die Stigmatisierung psychisch Kranker ist kein Schönheitsfehler, der aus den Medien einfach zu entfernen wäre. Sie ist Teil des Filters, durch den die Medien uns die Welt nahe bringen.

Literatur

- ¹ Berg K, Kiefer ML. Massenkommunikation V. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964–1995. Baden-Baden: Nomos, 1996
- ² Johnson U. Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl I. Frankfurt: Suhrkamp, 1993
- ³ Shaw K, Kiefer ML. The emergency of American political issues. St. Paul: The agenda-setting function of the press, 1977
- ⁴ Hoffmann-Richter U. Psychiatrie in der Zeitung. Urteile und Vorurteile. Bonn: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag, 2000
- ⁵ Eickelberg C. Der Suizid im Spiegel der Tagespresse. Eine vergleichende Analyse der Neuen Züricher Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Basel: Med Diss, 1998
- ⁶ Hoffmann-Richter U, Wick F, Alder B, Finzen A. Antidepressiva in der Zeitung. Eine Medienanalyse. Fundamenta psychiatrica 1998; 12: 167–173
- ⁷ Hoffmann-Richter U, Alder B, Hinselmann VB, Finzen A. Die Schizophrenie in der NZZ. Eine Inhaltsanalyse. Psychiat Prax 1998; 25: 14–18
- ⁸ Hoffmann-Richter U, Alder B, Wick F, Finzen A. Neuroleptika in der Zeitung. Eine Medienanalyse. Psychiat Prax 1999; 26: 175–180
- ⁹ Finzen A, Wick F, Alder B, Hoffmann-Richter U. Tranquilizer in der Zeitung. Eine Medienanalyse. Psychiat Prax 1999; 26: 194–198
- ¹⁰ Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Erarbeitet im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin unter Leitung von W. Pfeifer. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1993
- ¹¹ Finzen A, Alder B, Hoffmann-Richter U. Meinungen zur Schizophrenie. Eine Befragung von Journalistinnen und Journalisten. Psychiat Prax 1996; 23: 294–295

Dr. Ulrike Hoffmann-Richter

SUVA
Fluhmattstraße 1
6002 Luzern
Schweiz